

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Deutsch-Südwest im Weltkrieg

Suchier, Walther

Berlin, 1918

Der Marsch

urn:nbn:de:bsz:31-39997

lückenlosen Abgeschlossenheit des Schutzgebietes von der ganzen Welt vollständig. Nachdem nun zu alledem noch ein wohlüberlegter, zielbewußt vorbereiteter Angriff auf deutsche Reichsangehörige erfolgt und mit einem für uns ebenso schmerzlichen wie empörenden Ergebnis durchgeführt war, konnte es für Deutsch-Südwestafrika nur eine Auffassung geben: Deutschland ist mit Portugal im Krieg, und der Mord von Naulila stellt den Beginn der Feindseligkeiten dar. — Diese Auffassung scheinen auch das Gouvernement und Kommando der Schutztruppe ihren unmittelbar darauf einsetzenden Gegenmaßregeln zugrunde gelegt zu haben. — Der Angriff ist die beste Verteidigung! — Am 24. Oktober wurden die Nachrichten über den Mord von Naulila im Schutzgebiet bekannt, am 25. der Gegenstoß befohlen, am 26. begann das Verladen der Truppen.

Der Marsch.

Das für den Feldzug gegen Angola angelegte Expeditionskorps war folgendermaßen zusammengesetzt:

Die 2. und 6. aktive Kompagnie, die 1. aktive Gebirgsbatterie zu vier Geschützen, eine Halbbatterie über neuer Art zu zwei Geschützen, ein fahrbarer Funkenturm; an Bagage nur das unumgänglich Notwendigste.

Alles in allem bestand somit unsere Streitmacht aus rund 350 Mann mit sechs leichten Geschützen. Mit der Führung war der aus dem Hereroaufstand bekannte Major Franke betraut.

Es war ein weiter Weg, den das kleine Häufchen Schutztruppe zurückzulegen hatte, um mit seinem neuesten Gegner in Fühlung zu kommen. Er betrug rund 1400 km.

Niemand, der Afrika und insbesondere die Verhältnisse in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet nicht aus persönlicher Erfahrung kennt, wird imstande sein, sich von den Schwierigkeiten ein Bild zu machen, die sich unserem Vormarsch auf Naulila entgegenstellten. — Die genannten Truppen standen an der Südgrenze des Landes bei Kalkfontein. Die ersten 900 km bis Otjiwarongo konnten auf der Bahn zurückgelegt werden; sie wurden schnell und ohne Störung überwunden. Von da ab weiter zu Pferd, 500 km nach Norden — dann würden wir ungefähr am Grenzfluß Kunene sein. Was dann kommen, wo und wie wir das portugiesische Fort Naulila finden und was wir an feindlichen Kräften gegen uns haben würden, darüber konnte sich vorerst selbst der Kommandeur der Schutztruppe nur ganz unbestimmte Begriffe bilden.

Das Ovamboland, durch das unser Anmarsch führen mußte, ist vom deutschen Gouvernement stets als Eingeborenenreservat betrachtet und in jeder Hinsicht geschont worden. Ein Überschreiten seiner Grenzen war sogar für die weiße Bevölkerung des Schutzgebietes streng verboten und wurde nur in ganz vereinzelt Fällen bei besonderer Veranlassung gestattet. Die Ovambostämme, die geographisch auf deutschem Gebiet liegen, umfassen eine Bevölkerung von schätzungsweise 200 000 Seelen; ihre Häuptlinge leben in fast vollständiger Unabhängigkeit von der deutschen Regierung und erfreuen sich in ihrem Lande teilweise noch einer despotischen Gewalt. Wie sie sich zu dem Erscheinen des deutschen Expeditionskorps stellen würden, war ungewiß, wengleich mit ziemlicher Sicherheit damit gerechnet werden konnte, daß sie sich ruhig und gefügig

verhalten würden, wenigstens so lange unsere Gefechtskraft vollwertig und die Truppe nicht aus irgendeinem Grunde in Auflösung war.

Brauchbare Karten von diesem Gebiet gibt es nicht. Franke selbst war der einzige unserer Offiziere, der vor Jahren persönlich schon im Ovambolande gewesen und mit den Häuptlingen in Fühlung getreten war. Sein alter Ruhm aus dem Hererokrieg, die Sage von seiner Unverwundbarkeit und das große Ansehen, das er noch heute bei allen Eingeborenen des Schutzgebietes genießt, machten ihn für die bevorstehende Unternehmung zum gegebenen und unerseßlichen Führer. — Die zu Pferde zu überwindende Strecke von Djiwarongo bis zur Nordgrenze war wegen ihrer wüstenartigen Wasserlosigkeit berüchtigt und schien für den Durchzug einer größeren Anzahl von Menschen und Tieren fast unüberwindliche Schwierigkeiten zu bieten.

Bei der unerwarteten Möglichkeit, mit der das feindliche Verhalten der Portugiesen in Erscheinung trat, und der Gegenstoß angesetzt werden mußte, blieb keine Zeit zu planmäßiger Vorbereitung des Marsches. — Die Nordetappe arbeitete mit äußerster Kraftanspannung und leistete das Menschenmögliche, um das Vorwärtskommen der kleinen Truppe zu erleichtern. 2000 Ochsen gingen im Gespann und zogen das Allernotwendigste an Lebensmitteln, Hafer und Munition durch knietiefen Sand und tagelange Durfstrecken. Hunderte sind verdurstet, und ihre Skelette werden für lange Zeit die Straße erkennen lassen, die wir im Dezember 1914 gezogen sind; ihre von Schakalen und Nasgeiern zernagten Kadaver verpesteten noch auf unserem Rückmarsch die sonnendurchglühte Atmosphäre.

Der Marsch begann. Am 1. November ritten wir von Ditiwarongo ab, kamen in wenigen Tagen über Dutjo 200 km nach Norden bis zur Wasserstelle Umbika (südlich Dkaufwejo) — und saßen fest! Es kamen Meldungen, die jedes weitere Vordringen als vorläufig unmöglich oder doch als ein unverantwortliches Wagnis erscheinen ließen. Es war November, der trockenste Monat im Jahr! Von den bekannten Wasserstellen, auf die sich der ganze Vormarschplan stützte, waren einige vollständig vertrocknet, eine bestand überhaupt nur auf der sogenannten „Karte“, eine war von den verdurstenden Dachsen gestürmt worden und mit Kadavern gefüllt. — Also: „Das Ganze halt!“

Der Anfang war ja recht vielversprechend! Wenn das so weiterging, konnte sich unser auf etwa drei Wochen berechneter Marsch verdammt in die Länge ziehen. Und es ging so weiter! Es mußte auf anderer Grundlage angefangen und mit zäher Geduld erzwungen werden, was sich nicht gutwillig fügte. Die 2. Kompagnie wurde vorausgeschickt, um die Wasserversorgung für das einstweilen zurückbleibende Gros auf irgendeine Weise möglich zu machen, und sie entledigte sich mit Unterstützung der Nordetappe dieser ebenso undankbaren wie mühseligen Aufgabe in ausgezeichnete Weise. Die vorhandenen Wasserlöcher mußten vertieft, andere, nur sagenhaft bekannte aufgesucht, wieder andere vollständig neu erschlossen werden. Selbst die Wünschelrute mußte herhalten und hat, wie so oft, gute Dienste geleistet. Es kam zu langwierigen Verhandlungen mit den hartköpfigen Dvamböhauptlingen, denen man teilweise zu reden mußte wie einem kranken Pferd, bis sie sich bereit erklärten, gegen reichliche Geschenke das auf ihrem

Stammesgebiet liegende Wasser für die deutsche Truppe zur Verfügung zu stellen. Und was für Wasser! Eine trübe, salzig schmeckende, lauwarne Brühe, die in allen Farben schillerte, von bräunlichem Grau bis zu schwärzlichem Grün, haben wir wochenlang hinunterspülen müssen, und man konnte sich nur immer wieder wundern, daß nicht mehr Erkrankungen vorgekommen sind.

Es waren selbstverständlich weitgehende Vorschriften erlassen worden, wie solches Wasser zu behandeln, zu klären, daß es nur in abgekochtem Zustand zu trinken sei, und im allgemeinen wurde auch danach verfahren. Waren die Leute aber wirklich durstig, dann halfen weder Verfügungen, noch würde Androhung von Strafen gefruchtet haben. In der außerordentlich dünnen Luft der südwestafrikanischen Hochebene, bei dem äußerst geringen Feuchtigkeitsgehalt der Luft und der starken Sonnenbestrahlung erreichen die Austrocknung des Körpers und das Bedürfnis zu trinken zuweilen einen Grad, der jede Hemmung überwindet und stärker ist als alle Überlegung. Es kommt zu einem Durstgefühl, das der Europäer nicht kennt, weil es in der gemäßigten Zone nicht vorkommt; das er nicht kennen kann, weil — abgesehen von der geringeren Sonnenwirkung — der höhere Feuchtigkeitsgehalt der Luft eine so weitgehende Austrocknung des Gewebes verhindert, wie sie für gesteigerte Durstgrade Voraussetzung ist.

Die Truppe war inzwischen in Umbika, der letzten ergiebigen Wasserstelle, liegen geblieben — für zwei bis drei Tage, wie es anfangs hieß — und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Es war eine scheußliche Gegend! Eine flache, staubbedeckte Kalkpfanne von einigen hundert Metern Umfang, malerisch umsäumt

von staubbedecktem, vertrocknetem, graugrünem Dorn-
gestrüpp — und in der Mitte ein Wasserloch. Die
Novembersonne strahlte unbarmherzig auf den steinigen
Boden nieder und erhitzte die flimmernde Luft auf eine
lähmende Backofentemperatur. Wir begannen uns aus
Zeltbahnen und Mopanebuschäften Lauben zu bauen,
die einem Schatten und Kühle vortäuschen sollten, aber
ihre Aufgabe recht unvollkommen erfüllten.

Die Tage schlichen dahin, und aus den Tagen
wurden Wochen. Die einzige Abwechslung in diesem
Dasein waren die Windhosen, die jeden Tag pünktlich
um die Mittagszeit, wenn die Hitze ihren Höhepunkt
erreicht hatte, auf der Bildfläche erschienen, eine mächtige
schwarzgraue Staubwolke vom glühenden Boden auf-
hoben und damit in stetigem Wirbel über irgend ein Zelt
wegfegten, dessen Besitzer dann fluchend seine Sieben-
sachen wieder zusammensuchen und seinen davonsfliegen-
den Woylachs nachjagen mußte. Hatten wir über diesen
täglich sich erneuernden Scherz genügend gelacht — vor-
ausgesetzt, daß man nicht selbst der Leidtragende bei der
Geschichte war —, so kehrten wir mit unvermindertem
Eifer zu der Beschäftigung zurück, die den ganzen Tag
ausfüllte: das Warten; das Warten auf den Untergang
der Sonne und die Kühle der Nacht, das Warten auf
den Weitermarsch.

Aber es gab noch eine andere Abwechslung, weniger
harmloser Natur, die uns hier zum erstenmal zu schaffen
machte: das waren die Löwen! — In normalen Zeiten
muß man sich in Südwest schon große Mühe geben, um
einem Löwen zu begegnen; die Tiere sind dort ebenso
scheu wie selten, und es gibt wenige Jäger, die sich
rühmen können, einen Löwen in freier Wildbahn gesehen

und erlegt zu haben. Aber jetzt standen die Dinge anders. Das Wild war auf die wenigen Wasserstellen, die in dieser trockensten Zeit des Jahres nicht versiegen, ebenso angewiesen wie die Kaiserliche Schutztruppe; die aber lag wochenlang an demselben Fleck und versperrte den Tieren den Weg.

Des Nachts kamen die Löwen, vom Durst getrieben, um sich zum Wasser zu schleichen und — gerieten in unsere weidenden Pferde. Da gab's natürlich kein Halten mehr! In blindem Entsetzen preschten die geängstigten Tiere nach allen Richtungen auseinander und kamen erst wieder zum Stehen, nachdem sie eine recht unangenehme Anzahl von Kilometern zwischen sich und den Ort des Schreckens gebracht hatten. Die betreffende Kompagnie aber hatte für acht Tage Arbeit, bis sie alle wieder zusammengesucht und eingefangen waren. Unter solchen Umständen war es keine reine Freude, auf Pferdewache zu ziehen.

Hier in Umbika erreichte uns am 10. November eine Nachricht, wie sie schwerer das Schutzgebiet in dieser ernstesten Zeit nicht treffen konnte; sie lautete: „Am 9. November wurde in Kalkfontein-Süd ein Versuchsschießen mit neueingeführten Gewehrgranaten abgehalten. Die dabei zu beachtenden Vorsichtsmaßregeln sowie Absperrungen waren getroffen. Die ersten sechs Probeschüsse verliefen ohne jegliche Beanstandung und zeigten gute Wirkung. Beim siebenten Schuß jedoch explodierte auf eine bisher unaufgeklärte Weise die Granate dicht über der Gewehrmündung. Von der Bedienungsmannschaft war ein Reiter sofort tot, zwei schwer verletzt. Oberstleutnant v. Heydebreck, der etwas abseits stand, erhielt einen Sprengschuß in den Unter-

leib, Generaloberarzt Berg wurde am Oberschenkel verwundet. Eine bei Oberstleutnant v. Heydebreck durch Stabsarzt Dr. Summa am Nachmittag ausgeführte Operation verlief gut, der Verletzte verbrachte eine ruhige Nacht, doch ist sein Zustand immer noch ernst.“

Drei Tage später war Heydebreck tot. — Ein glänzender Führer, von seinen Truppen wie von der Zivilbevölkerung in gleicher Weise verehrt, einer der besten Kenner des Landes, in dem er 22 Jahre seines Lebens in rastloser Arbeit zugebracht, war Oberstleutnant v. Heydebreck ein für unser Schutzgebiet unerseßlicher Mann, dessen tragisches Ende nicht nur menschlich tief erschüttern, sondern auch in diesem ernstesten Augenblick als schwerster Schicksalsschlag für Südwestafrika empfunden werden mußte. Er sah seinem Tode mit klarem Blick und vollem Bewußtsein entgegen. In einem ergreifenden Erlaß, den er bekannt zu geben befohl, „bevor ihn die Erde decke“, ermahnte er das Land und die Schutztruppe zum Durchhalten für Kaiser und Reich bis zum siegreichen Ende. In treuester Pflichterfüllung und Hingabe an sein Werk schloß er am 12. November 1914 die Augen.

Major Franke eilte von Ombika zurück nach Windhof, wo am 15. die feierliche Beisetzung Heydebrecks stattfand, und übernahm als rangältester Stabsoffizier für den weiteren Verlauf des Feldzuges das Kommando der Schutztruppe. — Am 30. November endlich erfolgte nach Frankes Rückkehr der langersehnte Aufbruch von Ombika, und wir schoben das Lager um 15 km weiter nach Norden vor bis Dkaufwejo an der Etoschappanne, unserer letzten Stappenstation. — Noch einmal konnte man „schlemmen“ — in Waschwasser und Dörrekartoffeln —, seine kleinen Vor-

räte an Tabak usw. ergänzen und mit den alten liebgewordenen Kameraden einer Abschiedsflasche den Hals brechen. Dann wurde gründlich getränkt, der Wassersack gefüllt und aufgefressen. Ich wurde der 1. Gebirgsbatterie als Truppenarzt zugeteilt. Am 1. Dezember, nachmittags 6 Uhr, ging's los; diesmal wirklich!

Das Marschtempo, in dem geritten wird, ist bei der Schutztruppe altbewährt; es wird stets eingehalten, wenn es das Gelände erlaubt: 10 Minuten Schritt, 10 Minuten Trab, 10 Minuten Schritt uff. Nach jeder Stunde 10 Minuten Halt; Gurte lockern. So macht man bei weitgehender Schonung der Reittiere im Durchschnitt 8 km die Stunde — und so haben wir in einem Jahre Entfernungen bewältigt, die in der Heimat einer mehrfachen Durchquerung des deutschen Vaterlandes gleichkommen würden. — Marschiert wurde der Hitze wegen vorwiegend nachts; bei Tage war es erlaubt zu schlafen, möglichst war es kaum — ebenfalls der Hitze wegen.

Die Strecken, die wir bisher durchritten hatten, zeigten im wesentlichen das eigenartige, in vielen Abstufungen sich stets gleichbleibende Bild der südwestafrikanischen Landschaft: Gelbe Grassteppe, grau-grüner Dornbusch, ein einzelner Baum, ein tiefeingerissenes Rivier (trockenes Flußbett) und am Horizont eine blau-verbäumernde, kahle, zackige Bergkette. Jetzt wurde das Bild langsam ein anderes. Die Berge blieben zurück, das Gras wurde spärlicher; den Dornbusch verdrängte mehr und mehr der hohe, oft baumartig wachsende Mopanebusch, der mit seinen frischgrünen Blättern dem Auge eine wohlthuende Abwechslung bot. Unabsehbar dehnte sich vor dem Blick die Fläche, in der bald kein

Stein, nicht einmal mehr ein Steinchen zu entdecken war; nur Sand, viel Sand. Die Landschaft, die wir durchquerten, bestand eigentlich nur noch aus „Gegend“, und dahinter kam die „Umgegend“. Sobald die überwunden war, kam wieder Gegend! — Wir nahmen den Pferden die Eisen ab, da wir für den ganzen bevorstehenden Marsch von (hin und zurück) insgesamt 600 km mit Sicherheit keinen Stein mehr auf dem Wege zu gewärtigen hatten. Dafür wurde der Sand knietief. Während der einzelne Reiter noch ganz flott voran kam, feuchten die mit Maultieren bespannten Geschütze und Kolonnenwagen schneckenartig hinterher. Und die Wasserstellen waren dünn gesät! — Das Waschen wurde bis auf weiteres bei Strafe verboten.

Der erste Nachtmarsch führte uns von Dkauwejo nach Dkahakana, etwa 55 km. Wenn man sich diesen Platz auf der Karte ansieht, erblickt man einen lieblichen, blaueingezeichneten See, der Strandbetrieb und Segelboote vor dem geistigen Auge hervorzaubert. — Ach, ach!!! — Es war wohl früher einmal ein See — die Geologen behaupten es wenigstens — vor einigen hundert oder tausend Jahren. Aber jetzt ist es eine sogenannte „Pfanne“, und zwar eine Salzpflanne! — Fläche, Sand, Salzkristalle und wieder Sand — soweit das Auge reicht. Dann wahrhaftig! ein Busch — nein, „der“ Busch, und daneben ein Wasserloch.

Als wir im Morgenrauen hier ankamen, war ich ehrlich begeistert: In der doppelten Belichtung des untergehenden Vollmondes und der aufgehenden Sonne lag die Landschaft in ihrer melancholischen Großzügigkeit vor uns und leuchtete in den unwahrscheinlichsten Farben auf. Weit hinter uns zog als ein feiner dunkler

Strich die lange Kolonne der reitenden Schutztruppe durch den brauenden Morgennebel und hob sich von der hellen salzig-sandigen Fläche wie von einer Schneelandschaft ab. Kein Laut unterbrach die feierliche Stille. — Als ich meinem Batterieführer gegenüber, mit dem ich vorausritt, meiner farbentrunknen Begeisterung Luft machte, meinte er trocken: „Warten Sie bis Mittag!“ — So lange brauchte ich nicht einmal zu warten.

Der Mond war verschwunden, der Nebel verflogen, die Sonne stand am wolkenlosen, blaugrauen Himmel und glühte, wie ich es weder vorher noch nachher je wieder erlebte. Was wir hier für eine Lufttemperatur erreicht haben, konnte ich nicht feststellen. Ich hatte nur ein Fieberthermometer bei mir, und das hörte bei lächerlichen 42° C auf; es reichte nicht! — Weit und breit kein Baum, keine Andeutung von Schatten, kein Lusthauch. Wenn doch wenigstens ein ordentlicher Wind käme, der die bleierne Schwüle ein bißchen durcheinander rüttelte! Unvorsichtiger Wunsch! Der Wind kam. Abkühlung brachte er nicht, aber eine undurchsichtige Wolke feinsten Sandes wirbelte er vor sich her und hüllte uns für Stunden darin ein. — Die glühende Luft zitterte auf der heißen Sandfläche, daß es einem vor den Augen flimmerte.

Wie diese Gegend im Grunde genommen eigentlich aussieht, hat wohl noch selten jemand festzustellen Gelegenheit gehabt. Sobald die Sonne heraus ist, hängt der ganze Horizont so voller Luftspiegelungen, daß man nicht mehr weiß, was man glauben soll. Ein blauer See mit buschbestandenen Ufern, ein Tafelberg, eine lange Palisadenwand und andere schöne Dinge erfreuen in buntem Wechsel das Auge und halten einen zum Narren; tatsächlich ist nichts von alledem vorhanden.

Wenn die Leute sich zum Wasserholen entfernten, sahen sie schon auf 200 bis 300 m so verzerrt aus, wie in einem Lackkabinett auf dem Jahrmarkt. — Eine feine Gegend!

Aber auch das nahm ein Ende. Der nächste Marsch ging geradenwegs nordwärts, an der Dkandeka-Pfanne vorbei nach Dnoolongo, wo ein Ruhetag eingeschoben werden sollte. Denn Dnoolongo war bekannt als eine der ergiebigsten Wasserstellen. Vormittags 10 Uhr kamen wir an; die beiden leichtbeweglichen Kompagnien hatten getränkt und getrunken, die schwerbewegliche Artillerie und Kolonne kamen vor ein fast trockenes Wasserloch. Der Ruhetag fiel aus, den Schlaf begann man sich abzugewöhnen; jetzt mußten wir weiter. Wir warteten bis nachmittags, um die größte Hitze vorübergehen zu lassen und den Tieren wenigstens das bißchen Wasser zu verschaffen, das sich im Laufe des Tages in dem Loch ansammelte. Dann ging's weiter. Vor uns lag nach den Anstrengungen der letzten Tage gerade die schlimmste Durststrecke: 80 km ohne Wasser.

Auch das wurde geschafft. — Jede Truppe hat ihre besonderen Redensarten, die irgendwoher stammen, ererbt oder vom Augenblick eingegeben und oft und gern gebraucht werden. Bei uns hieß es damals: „Was befohlen wird, das wird geritten!“ Und es wurde geritten! — Es war eine lange Nacht! Schaurig schön beleuchtete uns ein gewaltiger Grasbrand aus der Ferne die sandige Pad, auf der die keuchenden Maultiere die zwei „schweren“ Geschütze (Ober neuer Art!) vorwärts schleppten. An Trabern war nicht mehr zu denken. Schritt, Schritt! Nach je zwei Stunden 30 Minuten Pause. Dann weiter. Streckenweise war die Luft von

den zu beiden Seiten des Weges verfaulenden Ochsenkadavern verpestet; man rümpfte die Nase und nahm befriedigt Kenntnis davon, daß man die Richtung noch nicht verloren hatte — man konnte hier ruhig „der Nase nach“ reiten. Ab und zu lachte irgendwo gellend ein Schakal auf und schreckte einen aus der sanften Ruhe, in die man von Zeit zu Zeit auf dem Hals seines Pferdes versunken war. — Schritt, Schritt! — Nach 22 (!) Stunden waren wir da; der Platz hieß Tamansu.

Das Bild hatte sich verändert. Gewaltige Termitenhügel und hohe Bäume umsäumten unser breit angelegtes Lager, an dessen Rande sich die so mühselig errungene Wasserstelle befand. Diese war ein sogenanntes Bley, d. h. eine Pfütze aus Grund- und Regenwasser, die weder Zu- noch Abfluß hat. Der Grund des flachen Beckens war nicht zu sehen. Wenn man mit der Hand hineinfasste, brachte man schwarzen, zähen Morast zum Vorschein, auf dem Sumpfgasblasen perkten. Die durstigen Treckochsen — des nachts auch Großwild — liefen im Wasser herum, wühlten das Moor auf und entleerten mit hartnäckiger Bosheit ihre Exkremente in das kostbare Raß. Das Wasser selbst war — schwarz! Einzelne unverbesserliche Optimisten behaupteten hartnäckig, sie hätten hin und wieder auch einen grünlichen Schimmer darin bemerkt — aber über Farben läßt sich ja streiten. Darin bestand jedenfalls volle Einigkeit: Es stank unbeschreiblich! Die Reiter erklärten es mit einer gewissen Berechtigung für ungenießbar. Der Batterieführer wollte mit gutem Beispiel vorangehen, schöpfte sich eine Handvoll, schluckte mit geschlossenen Augen — und reagierte mit sofortigem Erbrechen. D i e s Beispiel hat in der Tat Nachahmung gefunden.

Hier blieben wir fünf Tage. Man merkte, daß wir uns bewohntem Gebiet näherten. Die ersten Dvambo vom Dngandjerastamm lungerten beim Lager herum, bettelten um Tabak oder boten Hühner feil. Auch die Tierwelt hatte sich verändert, nicht gerade zu unserer Freude. Kleine bussardähnliche Raubvögel umkreisten uns scharenweise ohne jede Scheu und trieben die Frechheit so weit, uns die Fleischbrocken aus dem Kochgeschirr zu holen. Die Nächte waren teilweise äußerst ungemütlich; es gab Skorpione und Taranteln in Menge; die Hyänen heulten zum Greifen nahe um das Lager herum und suchten sich die lieblich duftenden Schlachtabfälle anzueignen; die Termiten leisteten Erstaunliches im Zerstörungsdienst. — Dem sumpfigen Wasser entstiegen Schwärme von Moskitos, so daß ich mich genötigt sah, für die Mannschaften zum Schutz gegen Malaria regelmäßige Chininprophylaxe durchzuführen, die bis zu unserer Rückkehr ins Schutzgebiet mit gutem Erfolge fortgesetzt wurde.

Am 10. Dezember wurde der Marsch wieder angetreten und führte uns schon am folgenden Tage in das eigentliche Stammesgebiet der Dngandjera. — Neue, interessante Bilder! — Wellige Grassteppe, von Mopane-wald umsäumt, mächtige Affenbrotbäume, Palmen, weidendes Vieh; dazwischen kleine Dvambodörfer mit ihren typischen Pontocks, eine Missionsstation, die Häuptlingswerst; schlanke schwarze Gestalten, viele erstaunte Gesichter; am Wege als ein kleines Menetekel zur Abwechslung ein Menschenskelett, das wegen irgend eines Aberglaubens nicht verscharrt werden darf. — In bunter Folge ziehen die Bilder an uns vorüber.

Weiter! Wir durchqueren in den folgenden Tagen

das Gebiet der Ukualuizi und Ukualufazi und werden überall freundlich-respektvoll begrüßt. Unsere Geschütze erregen ehrfürchtiges Staunen mit gelinder Angst gepaart, unsere Armee (von 350 Mann!) ist in den etwas dämmrigen Dvamboschädeln schon in die Hunderttausende angewachsen; das Land ist voll der unsinnigsten Gerüchte, die sich mit fabelhafter Schnelligkeit weiterverbreiten und ihren Weg leider wohl auch schon ins feindliche Lager gefunden haben. Die ersten Meldungen über den Gegner laufen ein; die Patrouillen der 2. Kompagnie haben mit den Portugiesen Fühlung bekommen. — Bald sind wir am Ziel!

Naulila.

Was wir bei unserem Abmarsch von Südwest über das portugiesische Fort Naulila wußten und gehört hatten, war nicht eben viel. Es sollte in der Landschaft Chinga liegen, nahe am Grenzfluß Kunene, etwas nordöstlich von Eriksonsdrift; es sollte im Oktober 1914 nur 16 bis 20 Mann Besatzung gehabt haben und eine alte rostige Kanone besitzen; es mußte von unserem jetzigen Standort in etwa zwei Tagemärschen zu erreichen sein — das war so ziemlich alles. Was würden wir vorfinden?

Man darf sich unter einem afrikanischen und oben drein portugiesischen „Fort“ selbstverständlich keine Befestigung nach europäischen Begriffen vorstellen. Diese Forts, deren die Portugiesen an der Südgrenze Angolas etwa zehn bis zwölf errichtet haben, sind im wesentlichen einfache Kasernen aus Backsteinen, die durch Borrats- und Munitionsräume erweitert und günstigstenfalls durch einen Wall und einige Dornbuschverhaue geschützt